MICHAEL SCHINDHELM DAS ENDE DER ARBEIT

Die mittelrussische Stadt Woronesh, in der ich einige, nicht immer erfreuliche, aber dafür zumindest abenteuerliche Jahre meiner Jugend verbracht habe, beging den 1. Mai (es waren die schleichenden Zeiten Breschnews und Tschernenkos) als organisierten und kanalisierten Massentaumel: Alles, was Beine hatte, wurde vor dem Zentrum an verschiedenen Plätzen gesammelt, und dann ging es zu Hunderttausenden in einem zunächst auf der Stelle tretenden, später zum forcierten Lauf gesteigerten Sternmarsch auf den «Platz der Revolution», vorbei an der Ehrentribüne. Wer einmal in der Menge war, für den gab es nur noch ein Entkommen nach vorn, den winkenden Oberförstern und Ordensträgern entgegen. Das Ganze erinnerte an eine Tierhetze in zarter Maienluft. Da alles marschierte, gab es außer Polizisten niemanden am Straßenrand, der Zugang zu Seitenstraßen war durch ineinandergekeilte Lastwagen versperrt. Über den «Platz der Revolution» ging es dann oft im gestreckten Galopp, die Demonstranten gurgelten und hechelten «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit» Richtung Straßenbelag, über ihnen schlugen die Schalmeien aus den Lautsprechern zusammen. Wer durchs Ziel war, packte sofort die mitgeführte Wodkaflasche aus, das siegreiche Proletariat geriet schnell in revolutionären Enthusiasmus, der «Kampftag der Arbeiterklasse» verglomm im Zeichen der gebrannten Weizenähre, im Rücken die immer noch winkenden Oberförster und Ordensträger.

Hier und heute, im neuen Deutschland, haben wir «Maifeiertag». Gut hundert Jahre nach der II. Internationale und der Erfindung des «Kampftags der Arbeit» wird noch immer unerbittlich für die Arbeit gekämpft, wenn auch ohne solch laute Manifestationen, wie eben beschrieben, dafür aber mit subtileren Methoden und auf allen Ebenen. Längst ist das Proletariat in diesem Kampf nicht mehr allein. Seit an Seit streitet mit ihm der Unternehmer für den Erhalt und die Neubeschaffung von Arbeitsplätzen, die Politik macht sich parlamentarische Sorgen um und gegenseitig fraktionsweise Vorschläge für die Belebung des Arbeitsmarktes, der dennoch friedlich hinscheidet. Die Arbeit nämlich ist auf der Flucht, ins Ausland und vor allem in die Maschinen, und der riesige Feind Arbeitslosigkeit wuchert und schreitet voran. Die als solche apostrophierten gemeinsamen Anstrengungen gegen ihn scheinen nichts mehr auszurichten. Dreieinhalb, vier, viereinhalb Millionen Arbeitslose – Rekorde der Hoffnungslosigkeit werden gebrochen – der Glaube an konjunkturelle Krisen verfällt, und es wächst die Ahnung, daß es mit der Arbeit und ihren Akteuren grundsätzlich zu Ende geht.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir des Millionenheeres der Arbeitslosigkeit ansichtig werden. Vorerst werden beinahe alle Erwerbslosen von den Behörden erfaßt, noch eröffnen die Wenigsten auf den Straßen einen neuen Arbeitsmarkt, noch sitzt man zu Hause. Das sich entfaltende Szenario hat Siegfried Kracauer Anfang der 30er Jahre beschrieben: geistige Obdachlosigkeit und Menschen auf der Straße mit Schildern beispielsweise folgender Aufschrift um den Hals: «Ich pfeife auf Tarif. Lohn und Brot ist mir lieber. Nehme jede Arbeit an.»

Aussagen von Arbeitslosen, wie diese: «39 Jahre, verheiratet, drei Kinder. Drei Jahre nichts verdient. Zukunft? Arbeit, Irrenanstalt oder Gashahn.» «Die Kündigung erfolgte, weil Militäranwärter eingestellt wurden. Der letzte Schritt ist für mich Selbstmord. Der deutsche Staat ist unser Mörder.» «Ich bin seelisch gebrochen und beschäftige mich ab und zu mit Selbstmordgedanken. Außerdem habe ich das Vertrauen zu sämtlichen Menschen verloren. 38 Jahre alt, geschieden, vier Kinder.» «Zukunft trostlos und aussichtslos. Der baldige Tod dürfte das beste sein. 32 Jahre, Vater zweier Kinder.»

Wenn Minderheiten keine Minderheiten mehr sind, lassen sie sich auch nicht mehr so behandeln. Da die traditionelle Arbeit immer mehr verschwindet, werden wir uns verabschieden von der Arbeitslosigkeit als der schicksalsharten, diskriminierenden Ausnahme, von der Wertsetzung des Lebens durch die Arbeit, von den alten Tugenden, von Fleiß und Ordnung, von Pflicht und Schuldigkeit, die ohnehin nicht recht erfolgreich sind, als auch von den neueren, die die Arbeit als soziales Engagement und den Menschen als gesellschaftliches Wesen interpretieren. Wir werden uns daran erinnern, daß weder in der Antike noch im Mittelalter die Arbeit hoch im Kurs stand und der große Menschheitstraum nichts weiter als die hedonistische Vision von der *glücklichen* Arbeitslosigkeit ist; daß das Wort Arbeit in fast allen Sprachen im Geruch des Niederen, wenn nicht gar Verbotenen und der Fron steht und die Arrivierten, Privilegierten – im Gegensatz zu heute – früher nicht gearbeitet haben; wir werden uns daran erinnern, daß die Arbeit Umweltvernichtung bedeutet und das Produkt von Arbeit ebenso, daß die Wüste unter den Wurzeln der Urwälder wächst und die höchsten Wachstumsraten die des Ozonlochs sind; daß die politische Ökonomie vor der Erschöpfung der Material- und Energieressourcen steht und ihre letzte Chance die Vermeidung von Arbeit ist.

Die Rettung, weil Überwindung der politischen Ökonomie durch totale Arbeitslosigkeit, während die Maschinen wartungsfrei und fröhlich vor sich hinbrummend den Wärmetod von Konsum und Produktion begleiten – so steht es zwar nicht geschrieben, aber so kann es gedacht werden. Stell dir vor, es ist 1. Mai, und niemand geht hin. Alle sind arbeitslos und fühlen sich wohl. Arbeitslos freilich nur im heutigen Sinne der Leistungsgesellschaft, die eine Luxusgesellschaft ist im verlogenen Zeichen der Effizienz, eine Luxusgesellschaft allerdings, die verbraucht, verschwendet, ohne wirklich genußfähig zu sein. Es drängt sich aber der Gedanke der alten Luxusgesellschaft auf, daß Genuß die höhere Arbeit ist, daß la dolce vita nur möglich ist, wenn die Mauern zwischen Produktions- und Lebenswelt gefallen sind. Dieser Gedanke anerkennt: Das Recht auf Genuß ist das Recht auf Arbeit ist das Recht auf Arbeitslosigkeit. Er steht im krassen Widerspruch zur konzertierten sozialen Betroffenheit von heute, aber er erlaubt, die Rolle der Kunst in einem anderen Lichte zu sehen.

Entsteht der Mehrwert ohne Arbeitskraft, muß die Kraft, die arbeitslos ist, mehr wert sein, oder sie ist nichts wert. Wenn die Arbeit verschwindet und verschwinden muß, weil sie die Grundlagen des Lebens verbraucht, ist der Augenblick der Kunst gekommen, jener Produktionsform, die es weniger auf die Ressourcen der Erde abgesehen hat, sondern vor allem menschliche Energie und Vergangenheit verbraucht. Das bedeutet die Wiederkehr des Müßigganges und der Abschied von den schnellen Taschenbucheditionen, den Aufruf zum Sinnen und Träumen über der Bühne und die Auslöschung der formatierten Abonnentenverwaltung. Der Mensch geht dann nach Kunst und nicht diese nach Brot.

Noch aber feiern wir den Tag der Arbeit, noch werden Bündnisse für sie geschlossen, noch wird für sie gekämpft, noch wird ihr Sinn nicht in Frage gestellt und wird der Arbeitslosigkeit der Sinn vorenthalten. Noch auch geben sich die Stätten der Kunst unter dem Diktat der Effizienz alle Mühe, wie Produktionsbetriebe zu wirken. Noch gehört der Penner unter die Brücke und der Künstler ins Unterhaltungsprogramm. Die Stunde ihrer Begegnung ist wahrscheinlich nicht mehr fern. Es ist die Stunde, da wir voneinander wüßten, wie unwichtig die Arbeit und wie wichtig das Leben ist.

(Im nächsten Heft übernimmt Sigrid Löffler, Kritikerin und Kulturjournalistin in Wien, die Kolumne von THEATER HEUTE.)

IMPRESSUM

Theater heute
Die Theater-Kulturzeitschrift
im 36. Jahrgang
Gegründet von
Erhard Friedrich und
Henning Rischbieter
Herausgeber:
Erhard Friedrich Verlag
in Zusammenarbeit mit
Peter von Becker und
Michael Merschmeier
Redaktion:
Peter von Becker
Michael Merschmeier
Henning Rischbieter
Franz Wille
Mitarbeit:
Marion Schamuthe
Angelika Stein

MICHAEL SCHINDHELM
DAS ENDE DER ARBEIT

Die mittelrussische Stadt Woronesh, in der ich einige, nicht immer erfreuliche, aber dafür zumindest abenteuerliche Jahre meiner Jugend verbracht habe, beging den 1. Mai (es waren die schleichenden Zeiten Breschnews und Tschernenkos) als organisierten und kanalisierten Massentaumel: Alles, was Beine hatte, wurde vor dem Zentrum an verschiedenen Plätzen gesammelt, und dann ging es zu Hunderttausenden in einem zunächst auf der Stelle tretenden, später zum forcierten Lauf gesteigerten Sternmarsch auf den «Platz der Revolution», vorbei an der Ehrentribüne. Wer einmal in der Menge war, für den gab es nur noch ein Entkommen nach vorn, den winkenden Oberförstern und Ordensträgern entgegen. Das Ganze erinnerte an eine Tierhetze in zarter Maienluft. Da alles marschierte, gab es außer Polizisten niemanden am Straßenrand, der Zugang zu Seitenstraßen war durch ineinandergekeilte Lastwagen versperrt. Über den «Platz der Revolution» ging es dann oft im gestreckten Galopp, die Demonstranten gurgelten und hechelten «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit» Richtung Straßenbelag, über ihnen schlugen die Schalmeien aus den Lautsprechern zusammen. Wer durchs Ziel war, packte sofort die mitgeführte Wodkaflasche aus, das siegreiche Proletariat geriet schnell in revolutionären Enthusiasmus, der «Kampftag der Arbeiterklasse» verglomm im Zeichen der gebrannten Weizenähre, im Rücken die immer noch winkenden Oberförster und Ordensträger.

Hier und heute, im neuen Deutschland, haben wir «Maifeiertag». Gut hundert Jahre nach der II. Internationale und der Erfindung des «Kampftags der Arbeit» wird noch immer unerbittlich für die Arbeit gekämpft, wenn auch ohne solch laute Manifestationen, wie eben beschrieben, dafür aber mit subtileren Methoden und auf allen Ebenen. Längst ist das Proletariat in diesem Kampf nicht mehr allein. Seit an Seit streitet mit ihm der Unternehmer für den Erhalt und die Neubeschaffung von Arbeitsplätzen, die Politik macht sich parlamentarische Sorgen um und gegenseitig fraktionsweise Vorschläge für die Belebung des Arbeitsmarktes, der dennoch friedlich hinscheidet. Die Arbeit nämlich ist auf der Flucht, ins Ausland und vor allem in die Maschinen, und der riesige Feind Arbeitslosigkeit wuchert und schreitet voran. Die als solche apostrophierten gemeinsamen Anstrengungen gegen ihn scheinen nichts mehr auszurichten. Dreieinhalb, vier, viereinhalb Millionen Arbeitslose – Rekorde der Hoffnungslosigkeit werden gebrochen – der Glaube an konjunkturelle Krisen verfällt, und es wächst die Ahnung, daß es mit der Arbeit und ihren Akteuren grundsätzlich zu Ende geht.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir des Millionenheeres der Arbeitslosigkeit ansichtig werden. Vorerst werden beinahe alle Erwerbslosen von den Behörden erfaßt, noch eröffnen die Wenigsten auf den Straßen einen neuen Arbeitsmarkt, noch sitzt man zu Hause. Das sich entfaltende Szenario hat Siegfried Kracauer Anfang der 30er Jahre beschrieben: geistige Obdachlosigkeit und Menschen auf der Straße mit Schildern beispielsweise folgender Aufschrift um den Hals: «Ich pfeife auf Tarif. Lohn und Brot ist mir lieber. Nehme jede Arbeit an.»

Aussagen von Arbeitslosen, wie diese: «39 Jahre, verheiratet, drei Kinder. Drei Jahre nichts verdient. Zukunft? Arbeit, Irrenanstalt oder Gashahn.» «Die Kündigung erfolgte, weil Militäranwärter eingestellt wurden. Der letzte Schritt ist für mich Selbstmord. Der deutsche Staat ist unser Mörder.» «Ich bin seelisch gebrochen und beschäftige mich ab und zu mit Selbstmordgedanken. Außerdem habe ich das Vertrauen zu sämtlichen Menschen verloren. 38 Jahre alt, geschieden, vier Kinder.» «Zukunft trostlos und aussichtslos. Der baldige Tod dürfte das beste sein. 32 Jahre, Vater zweier Kinder.»

Wenn Minderheiten keine Minderheiten mehr sind, lassen sie sich auch nicht mehr so behandeln. Da die traditionelle Arbeit immer mehr verschwindet, werden wir uns verabschieden von der Arbeitslosigkeit als der schicksalsharten, diskriminierenden Ausnahme, von der Wertsetzung des Lebens durch die Arbeit, von den alten Tugenden, von Fleiß und Ordnung, von Pflicht und Schuldigkeit, die ohnehin nicht recht erfolgreich sind, als auch von den neueren, die die Arbeit als soziales Engagement und den Menschen als gesellschaftliches Wesen interpretieren. Wir werden uns daran erinnern, daß weder in der Antike noch im Mittelalter die Arbeit hoch im Kurs stand und der große Menschheitstraum nichts weiter als die hedonistische Vision von der *glücklichen* Arbeitslosigkeit ist; daß das Wort Arbeit in fast allen Sprachen im Geruch des Niederen, wenn nicht gar Verbotenen und der Fron steht und die Arrivierten, Privilegierten – im Gegensatz zu heute – früher nicht gearbeitet haben; wir werden uns daran erinnern, daß die Arbeit Umweltvernichtung bedeutet und das Produkt von Arbeit ebenso, daß die Wüste unter den Wurzeln der Urwälder wächst und die höchsten Wachstumsraten die des Ozonlochs sind; daß die politische Ökonomie vor der Erschöpfung der Material- und Energieressourcen steht und ihre letzte Chance die Vermeidung von Arbeit ist.

Die Rettung, weil Überwindung der politischen Ökonomie durch totale Arbeitslosigkeit, während die Maschinen wartungsfrei und fröhlich vor sich hinbrummend den Wärmetod von Konsum und Produktion begleiten – so steht es zwar nicht geschrieben, aber so kann es gedacht werden. Stell dir vor, es ist 1. Mai, und niemand geht hin. Alle sind arbeitslos und fühlen sich wohl. Arbeitslos freilich nur im heutigen Sinne der Leistungsgesellschaft, die eine Luxusgesellschaft ist im verlogenen Zeichen der Effizienz, eine Luxusgesellschaft allerdings, die verbraucht, verschwendet, ohne wirklich genußfähig zu sein. Es drängt sich aber der Gedanke der alten Luxusgesellschaft auf, daß Genuß die höhere Arbeit ist, daß la dolce vita nur möglich ist, wenn die Mauern zwischen Produktions- und Lebenswelt gefallen sind. Dieser Gedanke anerkennt: Das Recht auf Genuß ist das Recht auf Arbeit ist das Recht auf Arbeitslosigkeit. Er steht im krassen Widerspruch zur konzertierten sozialen Betroffenheit von heute, aber er erlaubt, die Rolle der Kunst in einem anderen Lichte zu sehen.

Entsteht der Mehrwert ohne Arbeitskraft, muß die Kraft, die arbeitslos ist, mehr wert sein, oder sie ist nichts wert. Wenn die Arbeit verschwindet und verschwinden muß, weil sie die Grundlagen des Lebens verbraucht, ist der Augenblick der Kunst gekommen, jener Produktionsform, die es weniger auf die Ressourcen der Erde abgesehen hat, sondern vor allem menschliche Energie und Vergangenheit verbraucht. Das bedeutet die Wiederkehr des Müßigganges und der Abschied von den schnellen Taschenbucheditionen, den Aufruf zum Sinnen und Träumen über der Bühne und die Auslöschung der formatierten Abonnentenverwaltung. Der Mensch geht dann nach Kunst und nicht diese nach Brot.

Noch aber feiern wir den Tag der Arbeit, noch werden Bündnisse für sie geschlossen, noch wird für sie gekämpft, noch wird ihr Sinn nicht in Frage gestellt und wird der Arbeitslosigkeit der Sinn vorenthalten. Noch auch geben sich die Stätten der Kunst unter dem Diktat der Effizienz alle Mühe, wie Produktionsbetriebe zu wirken. Noch gehört der Penner unter die Brücke und der Künstler ins Unterhaltungsprogramm. Die Stunde ihrer Begegnung ist wahrscheinlich nicht mehr fern. Es ist die Stunde, da wir voneinander wüßten, wie unwichtig die Arbeit und wie wichtig das Leben ist.

(Im nächsten Heft übernimmt Sigrid Löffler, Kritikerin und Kulturjournalistin in Wien, die Kolumne von THEATER HEUTE.)

IMPRESSUM

Theater heute
Die Theater-Kulturzeitschrift
im 36. Jahrgang
Gegründet von
Erhard Friedrich und
Henning Rischbieter
Herausgeber:
Erhard Friedrich Verlag
in Zusammenarbeit mit
Peter von Becker und
Michael Merschmeier
Redaktion:
Peter von Becker
Michael Merschmeier
Henning Rischbieter
Franz Wille
Mitarbeit:
Marion Schamuthe
Angelika Stein